

TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben von

Sigrid Weigel und Karlheinz Barck †

Daniel Weidner · Stefan Willer · Hrsg.

Prophetie und Prognostik

Verfügungen über Zukunft
in Wissenschaften, Religionen
und Künsten

Wilhelm Fink

Die dieser Publikation zugrunde liegende Tagung und die Drucklegung dieses Bandes wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG0712 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Herausgebern.

Umschlagabbildung:

Johann Heinrich Füssli: Therasias erscheint dem Ulysseus während der Opferung, 1785-85, Graphische Sammlung der Albertina Wien, <http://www.zeno.org/Kunstwerke/B/Füssli,+Johann+Heinrich%3A+Therasias+erscheint+dem+Ulysseus>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestattet.

© 2013 Wilhelm Fink Verlag, München
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany.

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5359-4

Prognostisches Präsens. Die Zeitform des probabilistischen Denkens und ihre Bedeutung im modernen Roman

Der folgenden Skizze zur Gegenwartsform des prognostischen Sprechens¹ liegen zwei unterschiedliche, aber unabtrennbar verbundene Überlegungen zu Grunde: Die erste dieser Überlegungen richtet sich auf das Denken und Sprechen der Probabilistik als eine Form der Prognose in der Moderne. Für sie gilt wie für alle Arten der Prognose, dass sie eine Rede über Zukunft in der Gegenwart ist. Gegenüber älteren prophetischen oder anderswie der zugänglichen Erfahrung vorausgreifenden Vorhersagen ist das bei der Probabilistik sogar in verschärfter Weise so. Genauer ließe sich bei ihr von vergegenwärtigter Zukunft sprechen.² Was immer ausrechenbar wahrscheinlich ist, ist seiner logischen Temporalität nach als zukünftig ausgewiesen. Denn jede Wahrscheinlichkeitsaussage rechnet mit den Chancen, dass ein Ereignis eintreten oder nicht eintreten wird. Es ist der Augenblick des Rechnens, der die Ereignisse, die seinen Gegenstand bilden, zu zukünftigen macht. Die Wahrscheinlichkeitsaussage bezieht sich also immer auf eine logische Zukunft – gleichgültig ob der Sprechende der existenziellen Zeitwahrnehmung und der grammatischen Zeitbezeichnung nach die Wahrscheinlichkeit von vergangenen oder zukünftigen oder gegenwärtigen Ereignissen meint.

In einer Kultur, die ihre Wirklichkeit in ausgezeichneter Weise nach Maßgabe probabilistischen Denkens betrachtet und bespricht, bedeutet das, dass vergegenwärtigte Zukunft zur vorherrschenden Art der Selbsterfahrung und Selbstbeschreibung wird.³ Das ist die erste und die wichtigste Bedeutung, in der der Ausdruck ‚prognostisches Präsens‘ – oder ‚vergegenwärtigte Zukunft‘ – hier gebraucht wird.⁴ Was heißt es aber dann, dass eine Kultur in hervorragender Weise in der Zeitform des prognostischen Präsens über sich spricht? Dabei kommt offenbar eine kultu-

1 Den Zusammenhang von Aussage- und Zeitform für situationsgebundenes Bewusstsein diskutiert grundlegend Sebastian Rödl: *Kategorien des Zeitlichen. Eine Untersuchung des endlichen Verstandes*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.

2 Zum Verhältnis von Vorhersage und Probabilistik in temporaler Hinsicht vgl. Kai van Eikels: „Die Geschichte der Prognose“, in: Gabriele Brandstetter/Sybille Peters/Kai van Eikels (Hg.): *Prognosen über Bewegungen*, Berlin: b_Books 2009, S. 20–41.

3 Vgl. dazu Anthony Giddens: *The Consequences of Modernity*, Stanford: Stanford University Press, 1990.

4 Zur historischen Epistemologie der Vergegenwärtigung siehe Rüdiger Campe: „Aktualität des Bildes. Die Zeit rhetorischer Figuration“, in: Gottfried Boehm/Gabriele Brandstetter/Achatz von Müller (Hg.): *Figur und Figuration*, München: Fink 2007, S. 163–182. Für den vorliegenden Zusammenhang müsste diese Tradition in der Fiktions- und Erzähltheorie der Phänomenologie reformuliert werden; siehe dazu nach wie vor grundlegend: Käthe Hamburger: *Logik der Dichtung*, Stuttgart: Klett 1968.

relle und literarische Bedeutung dieser Zeitform in Betracht. In dieser Sicht ließe sich dem prognostischen Präsens die Vergegenwärtigung des Vergangenen, das Erzählen, an die Seite und am Ende auch entgegen stellen. Das Erzählen von einmaligen Begebenheiten ist nämlich in derselben Weise logisch auf die Vergangenheit bezogen, wie das Rechnen mit wahrscheinlichen, das heißt kontingenten Ereignissen der Kategorie nach auf Zukünftiges abzielt. Es gibt eine systematische Vergleichbarkeit und – wenn man diesen Ausdruck verwenden kann – auch eine kulturelle Konkurrenz zwischen Vergegenwärtigung der Vergangenheit und Vergegenwärtigung der Zukunft.⁵ Diese Konkurrenz hat ihren Ort auch innerhalb des narrativen Feldes im weiteren Sinne gefunden.

Hier setzt die zweite Überlegung an. Der moderne Roman ist, so die hierher gehörende These, eine Form vergegenwärtigter Zukunft in dem erläuterten Sinne und stellt sich darin dem traditionellen Erzählen entgegen, das ein Vergegenwärtigen des Vergangenen war.⁶ An dieser innerliterarischen Kehrtwende im Narrativen lässt sich ablesen, was bei der Heraufkunft des prognostischen Präsens auf dem Spiel steht. Mit der Entsprechung und der Gegenüberstellung von historischem und prognostischem Präsens hat es darum die zweite Überlegung zu tun. Sie macht in der vergegenwärtigten Zukunft den inneren Zeitstil des modernen Romans aus. Einerseits hat sie es mit einem literarischen Sonderfall des prognostischen Präsens zu tun. Andererseits zeigt sich an diesem besonderen Fall aber auch erst die Bedeutung des prognostischen Präsens für unsere Kultur insgesamt.⁷

Dieser Zusammenhang soll im Folgenden genauer erörtert werden. Den Anfang bildet ein Hinweis auf die Gegenüberstellung von Erzählen und Roman in dem Essay, den Walter Benjamin Nikolaj Leskow gewidmet hat (1). Danach folgt in zwei Schritten eine kurze terminologiegeschichtliche Charakteristik dessen, was hier analog zum ‚historischen Präsens‘ das ‚prognostische Präsens‘ genannt wird (anhand der augustinischen Zeittheorie [2] und im Hinblick auf die probabilistische Philosophie des 19. Jahrhunderts [3]). Am Ende wird die Erörterung noch einmal zur Frage des romanartigen Erzählens und seiner inneren Zeitform der vergegenwärtigten Zukunft zurückkehren (4).

5 Hinsichtlich des Vergangenheitstempus siehe Michael Dummett: „Statements about the past“, in: *Truth and past*, New York: Columbia University Press 2004, S. 41–56.

6 Damit ist noch keine erzähltheoretische Interpretation gemeint, sondern auf die epistemologische aristotelische Tradition hingewiesen: Historie und episches Erzählen sind danach Formen des Berichts über Singularia in der Vergangenheit. Kontingenz – und damit die moderne Probabilistik der kontingenten Ereignisse – meint Singularia in der Zukunft. Zur Debatte über singuläre und kontingente Ereignisse vgl. Rüdiger Campe: „Die Sorge der Prinzessin und die Zukunft des Ereignisses“, in: Arne Höcker/Jeanne Moser/Philippe Weber (Hg.): *Wissen. Erzählen*, Bielefeld: transcript 2006, S. 65–82.

7 Vgl. Einführendes dazu bei Elena Esposito: „Fiktion und Virtualität“, in: Sybille Krämer (Hg.): *Medien – Computer – Realität*, Frankfurt 1998, S. 269–298.

1. Die Gegenwart der Zukunft im Roman

In seinem berühmt gewordenen, auf den russischen Autor Nikolaj Leskow zugeschnittenen Essay *Der Erzähler* hat Walter Benjamin 1936 lange nach dem *Wahlverwandtschaften*-Aufsatz noch einmal vom Roman und seiner Theorie gesprochen und die Bedingungen ihres Auftretens in der Moderne untersucht.⁸ Der Zusammenhang, in dem das geschieht, hat sich aber verschoben. Im Sinne einer kultur- und medientheoretischen Sicht auf die Literaturwissenschaft kann man sagen: Er hat sich verbreitert. Die Nähe des *Erzähler*-Aufsatzes zu den Thesen über das *Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* ist unverkennbar. Mit der Gegenüberstellung von Erzählen und Roman zeichnet Benjamin deutlich eine Parallele dazu, wie er im Aufsatz über die Reproduktion zwischen der Erfahrung des auratischen Kunstwerks und der auf Ausstellung angelegten und von Reproduzierbarkeit geprägten Ära der technischen Künste unterscheidet. Aber die Linien der Demarkation zwischen dem Roman und dem, wovon er sich als Form abhebt, bleiben im Vergleich zum früheren Aufsatz über Goethes *Wahlverwandtschaften* erhalten: In Benjamins Deutung von Goethes Werk liefern die eingelegte Novelle und der Moment der Entscheidung in ihr die Gegenrede zur Form des Romans. In den Ausführungen zu Leskow spielt diese Rolle das gediegene Handwerk des Erzählers: die Erfahrung, aus der er schöpft, und der Rat, den zu geben und zu suchen er durch sein Erzählen möglich macht.

So sehr sich das dezisionistische Argument des früheren Textes vom Lob der Tradition im späteren unterscheidet: In der Novelle wie im Begriff des Erzählens tritt das Einmalige, das sich erinnern lässt, dem unspezifisch Verbundenen der Verhältnisse in der Romanwelt gegenüber (dem scheinhaften Ganzen der Gesellschaft in den *Wahlverwandtschaften*, dem Journalistischen und synthetisch Aufbereiteten im *Erzähler*-Text). Die Gewichte in der Argumentation sind zwischen *Wahlverwandtschaften*-Aufsatz und *Erzähler*-Essay allerdings vertauscht. Im Fall der *Wahlverwandtschaften* galt das Interesse dem als Gesellschaft auftretenden Verblendungszusammenhang, der innerhalb der Erzählung als ihr innerer Anteil am Romanhaften Form geworden ist. Im Text von 1936 steht umgekehrt die Figur des Erzählers, der Leskow ist, im Vordergrund. Über den Roman gibt es nur einen Fächer einzelner Bemerkungen. Der Verlust der Erfahrung, wie ihn Benjamin mit dem Ersten Weltkrieg verbindet, ist ein Beispiel dafür; die Presse als Apparat der Reproduktion und Inbegriff des Journalismus ein anderes. In seinen Notizen zum Komplex einer umfassenden Theorie von Erzählen und Roman nennt Benjamin außerdem die Moral den Fond des Erzählens, im Gegensatz zur Statistik, die die

⁸ Aufzeichnungen Benjamins zur Gegenüberstellung von Erzählen und Roman, die in den *Erzähler*-Aufsatz eingegangen sind, ohne von Beginn an mit dem russischen Erzähler verbunden gewesen zu sein, sind zusammengestellt in: Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977, Bd. II.3, S. 1276–1316. Unter ‚Erzählen‘ fasst Benjamin dabei „Märchen, Sage, Sprichwort, Schwank, Witz“ (1281), wie sie von Friedrich Schlegel bis André Jolles als Naturformen oder einfache Formen des Erzählens dem Roman entgegengestellt worden sind.

Orientierungsmarke des Romans sei.⁹ Es gibt aber auch eine Stelle, an der sich die Charakteristik des Romans und seiner Beziehung zum Erzählen in die Beschreibung seiner Zeitform zuspitzt. Um sie geht es hier.

Benjamin zitiert den Schriftsteller und Lektor Moritz Heimann mit dem Satz: „Ein Mann, der mit fünfunddreißig stirbt, [...] ist auf jedem Punkt seines Lebens ein Mann, der mit fünfunddreißig stirbt.“ Während dieser Satz Benjamin zufolge „für das wirkliche Leben keinen Sinn gibt“, zeige er „unanfechtbar“ das „erinnerte“ an und weise damit auf das „Wesen der Romanfigur“. ¹⁰ Die Immer-schon-Gegenwärtigkeit des individuellen Todes im Lauf des Lebens ist nach Benjamin nicht die Zeit der Geworfenheit des Daseins – wie bei Martin Heidegger –, sondern die Zeit der Figur im Roman und seiner Lektüre. ¹¹ Diese Bemerkung zur Verschränkung von Zeitlichkeit und Entfremdung hat im *Erzähler*-Aufsatz sogar einen besonderen Nachdruck. Denn für einen Augenblick scheint sich hier der Unterschied zwischen Erzählen und Roman zu verlieren. Gerade vom Erzähler hatte es geheißsen, der Tod sei die „Sanktion von allem“, wovon er „berichten“ könne. ¹² Und so lautet es auch an der angeführten Stelle über den Roman: „[D]em Eingedenken“ werde der, der mit fünfunddreißig Jahren gestorben ist, „an jedem Punkte seines Lebens als ein Mann erscheinen, der mit fünfunddreißig Jahren stirbt“. ¹³

Für Benjamin steht hier nun der Leser des Romans nicht so sehr im Gegensatz zum Hörer der Erzählung. Stattdessen ist der Leser einer, in dem sich die Erfahrung des Lesens überhaupt zuspitzt – und das kann immerhin auch Lesen des Erzählens sein. Erzählung und Roman, so muss man verstehen, sind beide auf den Tod des Protagonisten bezogen. Die Erzählung erinnert ihn von seinem Tod her, das heißt in der Vergegenwärtigung seines im Augenblick des Todes vergangenen Lebens und damit in der Vergangenheit seiner je einzelnen Vorkommnisse. Der Roman spricht dagegen in der Gegenwart des Lebens mit dem Blick auf die schon mitgegebene Zukunft des eintretenden Todes, im fixierten Blick auf die Kontingenz des Endes. Die Zeit, in der die Figur des Romans an jedem Punkt diejenige ist, die mit fünfunddreißig stirbt, ist also ihr eigentümlich futurisches, sie durchziehendes und bestimmendes Präsens im Augenblick der Lektüre. Das Ende, auf das sich dieses Präsens bezieht, liegt nicht notwendig im Tod der Figur. Sie ist schon in der Tatsache gegeben, dass der Roman ein Buch ist und ein Ende hat. Diese Zeit des prognostischen Präsens kann sich in allen grammatischen Oberflächenzeiten ausdrücken. In der Regel ist es im Roman die grammatische Vergangenheitsform. Nur im Sonderfall des Präsensromans – der aber in der Moderne deutlich häufiger

⁹ Benjamin: *GS*, II.3, S. 1282; S. 1285.

¹⁰ Benjamin: *GS*, II.2, S. 456.

¹¹ Benjamin nimmt diese unausdrückliche Diskussion mit Heideggers Auffassung von der Zeitlichkeit des Daseins durch Lukács' *Theorie des Romans* hindurch auf. Erst unter Bedingungen der transzendentalen Heimatlosigkeit des Helden im Roman, so referiert Benjamin Lukács, werde Zeit konstitutiv für die Darstellung des Lebens (Benjamin, *GS*, II.2, S. 454).

¹² Benjamin: *GS*, II.2, S. 450.

¹³ Benjamin: *GS*, II.2, S. 456.

auftritt – ist es auch das grammatische Präsens.¹⁴ In der Zeitform dieser Gegenwart fallen das Leben und der Sinn auseinander. „[D]er Leser des Romans“, heißt es in Anspielung auf Lukács' *Theorie des Romans*, sucht aber „wirklich Menschen, an denen er den ‚Sinn des Lebens‘ abliest.“¹⁵ Mit Lukács beansprucht Benjamin den ‚Sinn des Lebens‘ im Gegensatz zu Heidegger nicht als existentielle Erfahrung im Leben, sondern als Modus des Lesens im Roman. Aber anders als bei Lukács ist das nicht darum so, weil der Roman geschichtsphilosophisch der Ausdruck der Moderne ist, sondern weil Roman und Romanlektüre im Gegensatz zum Erzählen die grundlegende Form bilden, in der sich Leben als modernes wahrnehmen lässt.

Das Präsens der Endkontingenz ist in diesem Aufsatz Benjamins die Zeit des Romans im Gegensatz zur Vergangenheit der Erzählung. Die Erzählung bringt vom gegebenen Augenblick des Endes her Ereignisse in ihrem jeweiligen Vergangensein vor. Der Roman bietet eine Lektüre, die in jedem Moment mitliest, dass sie ein Ende haben wird. Benjamin hat das Verhältnis von Roman und Erzählung eingeführt in der Untersuchung ihrer Zeitverhältnisse. Während aber das Erzählen deutlich bezeichnet ist als eine Vergegenwärtigung des Vergangenen in seinem je einzelnen Vorkommen, ist die Zeit des Romans – von der angeführten Passage abgesehen – weniger deutlich bestimmt. Im Folgenden soll diese Erörterung mit anderem Material und in einem anderen Stil des Vorgehens fortgesetzt werden. Entsprechend der Benjamin'schen Unterscheidung zwischen Roman und Erzählen soll anhand der logischen und rhetorisch-grammatischen Tradition analog zum historischen Präsens der Begriff eines prognostischen Präsens entwickelt werden. Darin soll das Präsens der Kontingenz, das Präsens des probabilistischen Denkens, in dem weiteren (also auch über Benjamin hinausgehenden) Sinn einer Romantheorie bestimmt werden. Das sind noch einmal zwei eigene Zusammenhänge. Aber auch sie sind, wie sich zeigen wird, nur in einem Stück zu fassen.

2. Figuration und Theorie der Zeit

Die Konstellation aus historischem Präsens und einem Präsens, das für Zukunft steht, ist in Quintilians *Institutio oratoria* vorgesehen.

Die Figur nun, die Cicero als *Unmittelbar-vor-Augen-Stellen* bezeichnet, pflegt dann einzutreten, wenn ein Vorgang nicht als geschehen angegeben, sondern so, wie er geschehen ist, vorgeführt wird, und nicht im Ganzen, sondern in seinen Abschnitten. [...] Celsus hat auch die Figur selbst „Anschaulichkeit“ [evidentia, R. C.] benannt, bei anderen heißt sie hypotyposis (Ausprägung), eine in Worten so ausgeprägte Gestaltung von Vorgängen, daß man eher glaubt, sie zu sehen als zu hören [...]. Und nicht nur was geschehen ist oder geschieht, sondern auch was geschehen wird oder

¹⁴ Vgl. Martin Middeke (Hg.): *Zeit und Roman: Zeiterfahrung im historischen Wandel und ästhetischer Paradigmenwechsel vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Postmoderne*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.

¹⁵ Benjamin: *GS*, II.2, S. 456.

geschehen sein würde, malen wir bildhaft gegenwärtig. Erstaunlich behandelt so Cicero in der „Rede für Milo“, was Clodius getan haben würde, wenn er sich der Prätur bemächtigt hätte.¹⁶

Es handle sich dabei, wie Quintilian anfügt, um grammatische Figuren der Zeitübertragung, *translationes temporum*, oder „was man eigentlich Metástasis“ nenne. Eine solche Temporalfiguration sei Sache der Modernen. Die Alten hätten sie nur ‚mit Scheu‘ – *verecundior* – angewendet und ihren Einsatz dann jeweils durch eigene Formeln angekündigt: „Meint nur selbst zu sehen!“¹⁷

Die Gegenwart für das Futur einzusetzen, ist für Quintilian ein besonderer, aber auch prekärer Zug: Einerseits, so liest man, macht die Tempusmetastase nur fallweise auffällig, was die *narratio* ohnehin als ihr Ziel anstrebt: Anschaulichkeit und Transparenz. Andererseits ist die herausgehobene Figur im Fall des für ein Futur gesetzten Präsens ein problematischer Modernismus: Die Alten haben sie, so scheint es Quintilian, wie ein Sakrileg, einen Missbrauch der grammatischen Zeitfügung, betrachtet. Die Zeitmetastasen der Anschaulichkeit balancieren also im Falle des Präsens-für-Futur in Quintilians *Institutio oratoria* zwischen der Selbstverständlichkeit des allgemeinen Ziels aller Narration: Transparenz, und einer Art von Scheu, die an die Erfahrung des Heiligen grenzt: Epiphanie. Hinzu kommt für diesen Fall, dass die Symmetrie zwischen Präsentsetzung des Vergangenen und Präsentsetzung des Zukünftigen wie ein blindes Motiv erscheint. Für die Figur eines Präsens-für-Futur steht nur ein einziges und nur einigermaßen eingeschränkt zutreffendes Beispiel (Konditional II: ‚was hätte Clodius getan, hätte er sich wirklich der Prätur bemächtigt‘); die Figur des Präsens-für-Vergangenheit wird dagegen ausführlich und mit einer langen Exempelreihe erörtert.¹⁸

In der *Institutio oratoria* ist also eine Konstellation markiert, ohne dass sie vollends genutzt wäre. Die Symmetrie von Vergangenheit und Zukunft, für die die Form der veranschaulichenden Präsentsetzung eintritt, wird nur zur Hälfte ausgeführt. Das historische Präsens gibt das Modell an. Ein Präsens-für-Futur ist nach ihm wie in bloßer Analogie skizziert, es gewinnt aber keinen eigenen Bestand. Bezeichnenderweise kennt die Tradition und kennen wir bis heute dafür auch keinen eigenen grammatischen Namen, wie ihn das ‚historische Präsens‘ für die gegenwärtige Vergangenheit angibt. Quintilians Beispiele für die Temporalmetastasen stammen ausnahmslos aus dem Genre der Gerichtsrede; und in der Rede vor Gericht ist die Erzählung eine der Vergangenheit, des einmaligen Geschehens oder der Singularitäten. Nichts weist darauf hin, dass der Rhetoriklehrer auch an diejenige Gattung denkt, die es, seiner eigenen Systematik zufolge, mit der Zukunft zu tun hätte. Es wäre nämlich die Gattung der politischen Rede. Die Präsentsetzung der Zukunft hätte in ihr den nächstliegenden Einsatzort. Denn dort geht es um die Erörterung der Optionen für zukünftiges Handeln, die Deliberation, und um den

16 Quintilian: *Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners*, hg. und übers. von Helmut Rahn, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft³1995, IX.2, S. 40 f.

17 Ebd.

18 Quintilian: *Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners* (Anm. 16), VIII 3, S. 61–65.

Entwurf von Szenarien, die zu Handlungskonzepten werden können. Dafür, scheint es, gibt es aber keine hinreichend dringende Verwendung in der alteuropäischen Rhetorik, um einen eigenen Terminus hervorzubringen.

Es ist nun anzunehmen, dass Quintilian an dieser Stelle, wie er es so oft tut, einem verborgenen, im Zusammenhang der Sache liegenden Druck nachgibt. In der Figuration der grammatischen Zeiten meldet sich eine andere, tiefer liegende, Rhetorik der Zeit zurück.¹⁹ Allerdings verlässt man mit diesem Rückblick für kurze Zeit das Terrain der Erzählung. Aristoteles hatte in seiner *Rhetorik* eine Substitution der Zeitformen erörtert, die sich ebenfalls auf die Tropen des Anschaulichen bezog. In diesem Fall ging es aber um die Metapher; es ging um das, was Paul Ricœur die *métaphore vive* genannt hat.²⁰ Die Metaphorik, die Lebendes an die Stelle von Nichtlebendem setzt, operiert Aristoteles zufolge im Modus der Ersetzung von *prattomena* – von Geschehendem, in Handlung und Bewegung sich Vollziehendem und Wirkendem – für *mellonta* – für Dinge, die der Möglichkeit nach sind, die eintreten können, mit denen man rechnen kann und rechnen muss. Nichts könnte für den Philosophen, der die Grundfrage der Ontologie im Verhältnis von Potenzialität und Aktualität gefasst hat, offenbar wichtiger und zentraler sein als diese Ersetzung. Die Terminologiegeschichte legt es unabweislich nahe, dass die Erörterung der Anschaulichkeit, die sich bei Quintilian und den hellenistisch-römischen Rhetorikern an die Erzählung heftet, hier – in der Metapher und ihrer ontologischen Substitution – ihren Grund hat. In der Erzählung und als Metastase der grammatischen Tempora tritt bei Quintilian also wieder zutage, was in der Ontologie des Aristoteles angelegt war. Genauer formuliert: es tritt wieder zutage, was in der Ontologie als das Problem der Zeit angelegt war. Aus diesem Umstand – so steht zu vermuten – stammt der Überschuss an Systematik und Theorie, der in Quintilians Topologie der Tempora in der Erzählung wie ein geheimes Motiv aufbewahrt ist. Die gleichsam leer gelassene Stelle eines Präsens der Prognose ist angegeben und steht zu weiterem Gebrauch und weiterer Deutung zur Verfügung.

Die Figuration der grammatischen Zeiten, die Metastase der Tempora, hat in der Tat eine Wiederaufnahme gefunden, die für die Philosophie der Zeit in Europa entscheidend geworden ist. Augustinus' Theorie der Zeit bricht von Anfang des Buchs 11 der *Confessiones* an mit der aristotelischen Ontologie der Zeit.²¹ Zeit ist nach Augustinus zunächst und maßgebend als Schöpfungszeit zu erfassen. Darum muss sie, anders als in der immanenten und kontinuierlichen *physis* des Aristoteles, paradox gebaut werden – als Zeit vor der geschichtlich ablaufenden Zeit. Augustinus' Lösung lautet bekanntlich, von zwei miteinander inkommensurablen Zeiten auszugehen. Die eine ist die Ewigkeit, das *semper et nunc stans* der Schöpfungszeit.

19 Genaueres zum Vergleich zwischen Aristoteles' Metaphertheorie und Ciceros bzw. Quintilians Erzähltheorie der Vergegenwärtigung bei Rüdiger Campe: „Aktualität des Bildes“ (Anm. 4).

20 Paul Ricœur: *Die lebendige Metapher*, München: Fink 1986. Die Bezugsstelle ist: Aristoteles, *Rhetorik*, hg. und übers. von Franz G. Sieveke, III. 10–11, 1410b–1412a.

21 Paul Ricœur: *Zeit und Erzählung*, übers. von Andreas Knop, München: Fink 2007, Bd. 3: *Die erzählte Zeit*.

Die andere ist die im geschaffenen Werk verlaufende Zeit, die Weltzeit. Die Paradoxie in dieser übergreifenden Formel zeichnet sich in der Teiltheorie der Welt- und Humanzeit wieder ab. Die Inkommensurabilität von Schöpfungs- und Weltzeit taucht in verwandelter Art in den zwei Schritten der Entfaltung der humanen Zeit neu auf. Diese Schritte sind erstens eine Präsentsetzung der drei grammatischen Zeiten und zweitens die Verlagerung der Zeitmessung in das durch dieses Präsens konstituierte Bewusstsein. Der zweite Schritt setzt den ersten voraus. Erst durch die Etablierung eines Zeitbewusstseins der Seele in der Grammatik von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kann die Frage der Messung der Zeit eine Sache der Seele, des *animus*, werden.²²

Es geht hier um den ersten, bedingenden Schritt, das heißt um die Theorie der drei Tempora im Präsens des Bewusstseins. Damit kommt man auch auf Quintilian und die Kompetenzen von Grammatik und Rhetorik zurück. In den *Bekennnissen* heißt es:

Wer ist es, der mir sagen wollte, es seien nicht drei der Zeiten, wie wir es als Knaben gelernt und die Knaben gelehrt haben: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sondern es gebe nur Gegenwart, weil die beiden andern nicht „sind“? Oder „sind“ auch diese, aber so, daß aus irgendwelchem Versteck hervortritt, was aus Zukunft zu Gegenwart wird, und daß in irgendwelches Versteck zurücktritt, was aus Gegenwart zu Vergangenheit wird?²³

Es ist leicht zu sehen: In diesem Dilemma humaner Erfahrung der Weltzeit kehrt die paradoxe Gleichzeitigkeit der gegeneinander maßlosen Formen von Zeit und Ewigkeit wieder. Das Präsens des Daseins tritt dabei an die Stelle der Unverrechenbarkeit mit der ablaufenden Zeit, die ontologisch die Schöpfungszeit oder Ewigkeit innehatte.

Augustinus' virtuose Lösung des humanen Dilemmas mit der Zeit liegt bekanntlich in der Präsentsetzung und damit der Vergegenwärtigung der grammatischen Zeiten: „Gegenwart von Vergangenem, nämlich Erinnerung; Gegenwart von Gegenwärtigem, nämlich Augenschein; Gegenwart von Zukünftigem, nämlich Erwartung.“²⁴ Mit dieser Formel setzt Augustinus in dem, was er als Knabe gelernt und als Lehrer des *trivium* die Knaben gelehrt hat, nicht eigentlich auf die Grammatik der Tempora, sondern im genaueren Sinne auf ihre rhetorischen Metastasen; nicht auf Donat und Priscian, sondern auf Quintilian. Die grammatischen Zeiten werden im Bewusstsein – man könnte sogar sagen als Bewusstsein – im doppelten Sinne vergegenwärtigt. Sie werden präsent und sie werden anschaulich zuhanden gemacht. Das wird ganz deutlich in der Weise, in der Augustinus die dreifache Präsenz der Tempora auf die vorangehenden *Confessiones* bezieht:

22 Siehe David Cockburn: *Other Times. Philosophical perspectives on past, present and future*, Cambridge: University Press 1997, S. 36–49, S. 167–204; grundlegend Michael Dummett: „The metaphysics of time“, in: *Truth and the past*, New York: Columbia University Press 2004, S. 73–96.

23 Augustinus: *Confessiones*, lateinisch und deutsch, eingel., übers. und erl. von Joseph Bernhart, Insel: Frankfurt a. M. 1987; XI. S. 17, 22, 636–637.

24 Ebd., S. 20, 26, 642–643.

Freilich werden, wenn man Vergangenes der Wahrheit getreu erzählt, nicht die Wirklichkeiten selbst hervorgeholt, die nun einmal vergangen sind, sondern nur Worte, geschöpft aus Bildern, die im Geiste, als sie durch unsere Sinne hindurchzogen, gleichsam Spuren eingedrückt haben. So gehört meine Knabenzeit, die nicht mehr „ist“, der Vergangenheit an, die nicht mehr „ist“; aber ein Bild von ihr schaue ich, wenn ich sie ins Gedächtnis rufe und schildere in der Gegenwart, weil dieses Bild annoch in meinem Erinnern ist.²⁵

Die Lehre von der Figuration der grammatischen Zeiten zeigt also, wie man von der einstmals aristotelischen Ontologie der Zeit durch die Rhetorik der Zeitmetastasen hindurch in die Erfahrung der Welt- und Humanzeit hinüber wechseln kann. Um das zu leisten, muss Quintilians figurale Präsentsetzung von Vergangenheit und Zukunft – in ihrem Balanceakt zwischen transparenter Narration im allgemeinen Sinne und Epiphanie – in die Präsenz eines Bewusstseins übersetzen. Das Bewusstsein ist der augustinische *master trope* aller Zeitfigurationen. Jede grammatische Zeit kann und muss präsent gesetzt oder vergegenwärtigt werden im Bewusstsein und als Bewusstsein des Menschen von der Zeit.

Bis zu diesem Punkt lässt sich Augustinus' Umwidmung der Zeitfiguren als Existenzialisierung der Quintilian'schen *metastasis temporum* verstehen, die ihrerseits aus der Ontologie der Zeit bei Aristoteles her kommt. Die Rhetorik und ihre Vergegenwärtigungstechnik der grammatischen Zeiten stellt das Gelenkstück zwischen antiker Ontologie und augustinischer Bewusstseinsphilosophie zur Verfügung. Nun sieht man allerdings, dass Augustinus in seiner Theorie der drei Zeitstufen in der Gegenwärtigkeit der Seele noch ein Weiteres mit Quintilians Metastasen der Tempora gemeinsam hat. Auch bei Augustinus ist nämlich die Symmetrie zwischen Vergangenheit und Zukunft, obwohl in der Theorie angekündigt, nicht eigentlich ausgeführt. Auch Augustinus hat nicht für Präsentierungen aller grammatischen Zeiten im Bewusstsein gleichermaßen Verwendung. Zwar ist zunächst und im Allgemeinen von ‚Verkündern der Zukunft‘ (*quae futura cecinerunt*) genauso wie von denen die Rede, ‚die Vergangenes erzählen‘ (*qui narrant praeterita*).²⁶ Anders ist es aber, wo Augustinus die Erinnerung, die Gegenwart des Bildes der Vergangenheit, auf die Jugenderzählung der *Bekenntnisse* bezieht. Da heißt es im Anschluss: „Ob eine ähnliche Ursache auch bei der Vorhersage von Künftigem im Spiele ist, also von Wirklichkeiten, die noch nicht ‚sind‘, bereits vorhandene Bilder schon wahrgenommen werden: ich bekenne, mein Gott, das weiß ich nicht.“²⁷

Was Augustinus mit diesem Satz in Frage stellt, ist die Prophetie im engeren Sinn, das Bild einer gewussten Zukunft. Die theologischen Gründe, die Augustinus Zweifel auferlegen, sind klar. Prophetie bedeutet den Eingriff in Gottes Zukunfts- und damit Kontingenzkompetenz. Dagegen gibt es aber eine Gegenwart der Zukunft in Bezug auf Absicht und Handeln: „Das allerdings weiß ich, daß wir gewöhnlich unsere künftigen Handlungen vorbedenken und daß dieses Vorbeden-

25 Ebd., S. 18, 23, 636–639.

26 Ebd., S. 17, 22, 636–637.

27 Ebd., S. 18, 23, 638–639.

ken gegenwärtig ist, während das Handeln, das wir vorbedenken, noch nicht ‚ist‘, weil es künftig ‚ist‘ [...].“²⁸ Auch wenn also die Präsentsetzung des Futurs fraglich ist, bleibt doch die Möglichkeit zu Bildern zweiter Ordnung. Das heißt, es bleibt die Möglichkeit von Bildern, die Ursachen und Zeichen zum Gegenstand haben. In der Präsentsetzung des Zukünftigen gibt es demnach eine Spaltung zwischen Wissen und Handeln, zwischen Prophetie und Vorausplanung. Das Handeln schließt dabei epistemische Motive wie Kausalität und Semiotik ein. Dadurch erhält es eine Legitimität im Hinblick auf Zukunft, die das Wissen nicht besitzt. Zu einer solchen Auftrennung gibt es in Bezug auf die Vergangenheit bei Augustinus kein Gegenstück. In der Erzählung des Vergangenen ist die Seele reflexiv – und das heißt: wieder – bei sich. Darin liegt das Glück der augustinischen Kindheitsgeschichte. Im Akt der Vergegenwärtigung des Vergangenen wird die Seele des Erinnernden sich selbst gegenwärtig. In der Zukunft und am Gegenstand des Zukünftigen tritt im Gegensatz dazu – und damit letztlich im Gegensatz zur Ewigkeit vor der Schöpfung – eine fundamentale Spaltung zu Tage. Sie geht auf die Seele selbst zurück. Denn es ist ja die Seele, die weiß oder will, Erkenntnis hat oder Pläne macht. In dieser Spannung der Seele hat die Unruhe ihren Ausgangspunkt, die auch noch die Lebensgeschichte des Augustinus bestimmt. Der Unterschied zwischen der Einheit im historischen Präsens der Erinnerung und der Geschiedenheit im Präsens der Prognose zeugt davon, dass hier immer noch ein Stück der Theorie und der Theorieschwierigkeit aus Quintilians Tropen der *Tempora* fortdauert. Immer noch sind Präsens-für-Vergangenheit und Präsens-für-Futur gleich konzipiert; und immer noch stößt man bei der Ersetzung der Zukunft durch Gegenwart auf ein Problem und eine Undurchsichtigkeit, die es auf der Seite des historischen Präsens nicht gibt.

Aber auch das ist noch nicht das letzte Wort des Augustinus zu den Figuren der grammatischen Zeit im Bewusstsein. Im Anschluss an die Passage, in der er das „Geheimnis der vorgängigen Wahrnehmung von Künftigem“ (*arcana praesensio futurorum*)²⁹ dem „Vorbedenken“ (*praemeditatio*)³⁰ entgegengestellt hatte, das Zeichen und Ursachen eines künftigen Geschehens (*causae vel signa*)³¹ mit vergegenwärtigen kann, sieht er sich noch einmal genötigt „[a]us der Unzahl von Fällen“ „ein Beispiel“ herauszuheben:

Ich betrachte die Morgenröte; ich sage den Aufgang der Sonne voraus. Was ich betrachte, ist gegenwärtig, was ich voraussage, ist künftig; nicht die Sonne ist künftig, die ist ja schon, sondern ihr Aufgang, der noch nicht „ist“; aber auch diesen Aufgang könnte ich nicht voraussagen, wenn ich nicht im Geiste ein Vorstellungsbild davon hätte, wie eben jetzt, da ich das ausspreche.³²

28 Ebd.

29 Ebd., S. 18, 24, 638–639.

30 Ebd., S. 17, 23, 638–639.

31 Ebd., S. 18, 24, 638–639.

32 Ebd., S. 18, 24, 638–641.

In diesem Beispiel ‚aus der Unzahl der Fälle‘ kristallisiert sich ein Moment heraus, das über die Unterscheidung zwischen Prophetie und Vorbedenken hinausgeht. Dieses Moment soll hier im engeren Sinne als das der Prognostik im Unterschied zur prophetischen Voraussage gekennzeichnet werden. Zweifellos schließt das Beispiel des Sonnenaufgangs nach der Morgenröte an das Vorbedenken an, das Zeichen und Ursachen als zu vergegenwärtigende Bilder mit einschließt. Doch ein Unterschied zu diesen Bildern des Zukünftigen deutet sich unmissverständlich an. Denn ihre Gegenwärtigkeit im Bewusstsein war ja dadurch gewährleistet, dass sie auf Willen, Handlungsabsicht und Plan bezogen waren. Was in der Seele anwesend ist, ist nicht eigentlich das wie immer beschaffene Wissen eines Künftigen, sondern das Präsens des ‚ich will‘, ‚ich beabsichtige‘, ‚ich plane‘. Im Beispiel vom Sonnenaufgang ist das schwer zu sehen. Offenbar verselbständigt sich hier die Thematisierung einer Form des Zukunftswissens, dessen Handlungszusammenhang offen bleiben kann. Es handelt sich aber auch nicht um eine prophetische Rede im Sinne der Scheu des Kirchenvaters vor dem Eingriff in Gottes Kontingenzkompetenz. Die Rede vom Sonnenaufgang ist, könnte man sagen, die eines pragmatischen Zukunftswissens wie im Fall der gegenwärtigen Bilder von Zeichen und Ursachen des Zukünftigen, aber es ist ein solches Wissen in einem neutralisierten, verallgemeinerten Handlungszusammenhang. Es ist für menschliches Handeln überhaupt von Belang, dass morgen die Sonne wieder aufgeht.

3. Die Zeit der Probabilistik

Es ist mehr als bloßer Zufall, dass dieses ‚Beispiel aus der Unzahl der Fälle‘ zwar nicht in derselben, aber in einer ähnlichen Form topischer Bestandteil der Probabilistik und der probabilistischen Prognostik geworden ist. Dass einem die Sonne einmal, an diesem Morgen, aufgeht, bildete ein altes Emblem unwahrscheinlicher Gunst.³³ Es war das Sinnbild der Gnade des Fürsten; es zeigte, was unerwartbar ist und nicht verdient werden kann. Unter der Bedingung der Wiederkehr, das heißt im Zusammenhang des Arguments, dass ich jetzt damit rechne, dass auch morgen die Sonne aufgeht, wird daraus die Kalkulation mit der Chance. Die Chance hat ein Attribut der Souveränität in dem Umstand, dass sie mir unverdient und nicht verdienbar, als Geschenk oder aus Gnade zufällt oder aber ausbleibt. Daraus wird dann unter Bedingungen der philosophischen Skepsis der Inbegriff des Spiels mit der Kontingenz, die Berechnung des Wahrscheinlichen. Mit der Wahrscheinlichkeit, genauer gesagt der Tatsachenwahrscheinlichkeit, hat David Hume das Wiederaufgehen der Sonne in seiner *Untersuchung über den menschlichen Verstand* verknüpft: „Herr Locke teilt alle Schlüsse in demonstrative und wahrscheinliche ein. Danach müssen wir sagen, es sei nur wahrscheinlich, daß alle Menschen sterben

³³ Siehe Arthur Henkel/Albrecht Schöne (Hg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*, Stuttgart: Metzler 1967, Omnibus exior, Zingref N. 39, Sp. 18 f.

müssen oder daß die Sonne morgen aufgehen wird.“³⁴ Aber auch hier bleibt der Sonnenaufgang noch im Vorhof der Probabilistik. Noch immer handelt es sich nämlich um die eine Voraussage, dass die Sonne morgen aufgehen wird. Erst wenn die Frage lautet, ob die Sonne in einer Reihe von Tagesanbrüchen aufgeht, wenn also im nachdrücklichen Sinn ihr Wiederaufgehen auf dem Spiel steht und in das Futur einer auf Dauer gestellten Erwartung eingeht, ist man im Einzugsbereich der probabilistischen Prognose.

Man findet diese Wendung im Bild des Sonnenaufgangs, wenn der gewaltige Sprung von Augustinus her erlaubt ist, im 19. Jahrhundert in den didaktischen Darstellungen der Wahrscheinlichkeitstheorie von Pierre Simon de Laplace und seinen Nachfolgern und Schülern. Hier sollen Adolphe Lambert Quetelets *Lettres sur la théorie des probabilités appliquée aux sciences morales et politiques* von 1846 zur Anschauung dienen.³⁵ Sie bringen das Beispiel in einer besonders reichen und gedanklich ehrgeizigen Ausgestaltung vor. Im Unterschied zur klassischen Probabilität im Zeitalter der Vernunft, von der Lorrain Daston für das spätere 17. und 18. Jahrhundert gesprochen hat, könnte man diese Gruppe von Mathematikern und philosophierenden Theoretikern die szientifischen Probabilisten nennen.³⁶ Für sie geht es bei der Erwartung der immer wieder aufgehenden Sonne nicht mehr um die Zeichenbeziehung, von der Augustinus ausgegangen war. Die Morgenröte und die Kontemplation ihrer Anzeige fallen aus. Es geht nur und sofort um die Erwartung und die Wahrscheinlichkeit, dass die Sonne, wieder und dann immer wieder, aufgehen wird.

Quetelet hat die ersten vier Briefe an den Herzog von Sachsen-Gotha in einem kleinen Briefroman ausgestaltet.³⁷ Diese Briefe weisen im Unterschied zu den anschließenden jeweils eine Datierung aus und folgen einem losen Erzählfaden. Sie entwickeln die Vorstellung des Ereignisses, von der Beobachtung einfacher Wiederholungsphänomene bis zur Schwelle der Formel, die die Anzahl der Beobachtungen mit dem Vorkommen eines bestimmten Ereignistyps in Verbindung setzt. Der kleine Briefroman am Anfang der *Lettres sur la théorie des probabilités* ist die Inkubation des Ereignisses im probabilistischen Sinne. Damit geht es um das, was Laplace ausdrücklich nicht mehr nur eine mathematische Theorie, sondern eine Philosophie der Probabilität genannt hatte.³⁸ Die Philosophie der Probabilität ist nicht zuletzt die ihrer inneren Zeitform. Das Ereignis, *événement*, das Gegenstand und Bereichsdefinition dieser Philosophie ist, ist das eintreffende oder nicht ein-

34 David Hume: *Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand*, übers. und hg. von Herbert Herring, Stuttgart: Reclam 1967, 6. Abschnitt, S. 78; vgl. auch 42.

35 Joseph Lottin: *Quetelet: statisticien et sociologue*, Louvain: Institut de philosophie 1912; im Zusammenhang mit der Statistik des 19. Jahrhunderts: Ian Hacking: *The Taming of chance*, Cambridge: University Press 1990.

36 Lorraine Daston: *Classical probability in the Enlightenment*, Princeton: Princeton University Press 1988.

37 Adolphe Lambert Quetelet: *Lettres sur la théorie des probabilités, appliquée aux sciences morales et politiques*, Brüssel: M. Hayez 1846, S. 1–26.

38 Pierre Simon de Laplace: *Essai philosophique des probabilités* [5. Aufl. 1825], Vorwort René Thom, Nachwort Bernard Bru, Paris: C. Bourgois 1986.

treffende, und als solches das erhoffte oder der Hoffnung widersprechende Ereignis. In erster, vorläufiger Bestimmung ist es ein Ereignis in einer auf die Zukunft hin gespannten Gegenwart der Wahrscheinlichkeitszuschreibung. Damit beginnt der *Roman vom Ereignis*, der als Briefroman sich zwischen dem Datum und der Zukunft des wiederholbaren Ereignisses erstreckt.

Während er gerade diesen Satz an seine Hoheit, den Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha schreibe – bemerkt Quetelet im ersten Brief –, könne er unterbrochen werden. Es könne einer ins Zimmer treten, oder jemand könne aus dem Haus ihn um Hilfe anrufen. Im Zug des Schreibens ist seine mögliche Unterbrechung normalerweise aber nicht schon als entwickelte Frage der Wahrscheinlichkeit zu Bewusstsein gebracht.³⁹ Sie ist nur eine leise Unruhe, ein Verlangen, weiter schreiben und zu Ende kommen zu wollen. Bei der Verschickung des Briefs ist das anders. Die Frage der Zuverlässigkeit der Boten und der Übermittlungswahrscheinlichkeit drängt sich Leuten, die Briefe verschicken, viel eher auf, als Briefschreibern die Frage nach der Wahrscheinlichkeit der Unterbrechung beim Schreiben. Wahrscheinlichkeit ist in diesem Fall akut und gegenwärtig als Sorge des Absenders. So zeichnen sich im Briefroman das Ereignis und seine Wahrscheinlichkeit als Roman vom Brief ab.⁴⁰ Störung oder Ablenkung in einem auf ein Verlaufsziel gerichteten Prozess – Abschluss des Satzes oder Erreichen des Empfängers – bilden die erste und anfängliche Bestimmung des Ereignisses, um dessen Wahrscheinlichkeit es gehen kann.

Die Negativform der Störung oder Unterbrechung wird somit zu einem auszeichnenden und bestimmenden Moment: Was immer vom Abschluss des Satzes abhält oder den Brief nicht sein Ziel erreichen lässt, ist als Ereignis markiert. Dass sie den normalen Verlauf der Kommunikation unterbrechen oder stören, macht solche Vorkommnisse überhaupt erst zu Ereignissen, die als wahrscheinlich oder nicht wahrscheinlich erscheinen und über deren Wahrscheinlichkeit währenddessen kommuniziert werden kann. Ereignisse sind Vorkommnisse an markierten Stellen eines Geschehnisfeldes. Nicht diese oder jene singulären Ereignisse, die stattfinden, sind gemeint, sondern unterschiedliche Fälle eines bestimmten Typs als ebenso viele Chancen seiner Realisierung, verhelfen dem Ereignis zu seiner Entstehung oder seinem Eintreffen.⁴¹ Das Ereignis kommt zwar singulär vor. Aber es kommt vor an einer Stelle, an der es in positiver oder negativer Weise erwartet ist und an dem es als eine Variante aus einer bestimmten Gruppe möglicher Vorkommnisse, nämlich: von Chancen, auftritt oder nicht. Nur in diesem prognostischen Präsens kommt ihm das bestimmende Merkmal der Kontingenz zu, eintreten zu können oder nicht. Nur in einem Dispositiv von Zukunftsvergegenwärtigung gibt es Ereignisse im Sinne der Probabilität. Auf welcher grammatischen Zeitstufe

39 Quetelet: *Lettres* (Anm. 37), S. 5. „Tous ces incidents et bien d'autres dont l'énumération serait impossible, ont à mes yeux une probabilité si faible, que je puis fort bien ne pas en tenir compte.“

40 Vgl. Bernhard Siegert: *Relais – Geschicke der Literatur als Epoche der Post, 1751–1913*, Berlin: Brinkmann & Bose 1993.

41 „Lorsque différents cas peuvent donner naissance à un événement, on les nomme les *chances* de cet événement.“ Quetelet: *Lettres* (Anm. 37), S. 10.

kontingente Ereignisse auch immer stehen: als epistemische Dinge gibt es sie nur in präsent gemachter Zukunft. Andererseits gilt: Wann immer man von Wahrscheinlichkeiten im Sinne der Probabilität spricht, benutzt man futurisch gemeintes Präsens. Markierung und prognostisches Präsens des Ereignisses sind zwei Seiten desselben Vorgangs. Dass etwas markiert ist, heißt, dass man jetzt auf sein bevorstehendes Eintreffen mit Unruhe oder Sorge gespannt sein kann.

Zwei Schritte braucht es, um aus dieser grundlegenden Markierung des Ereignisses ein Dispositiv der Zukunftsvergegenwärtigungen zu entwickeln. Als erstes ist dafür die Einrichtung des Glücksspiels erforderlich. In ihm werden die Chancen ausgespielt, die man abzählen kann. Darüber schreibt Quetelet im zweiten Brief, datiert vom 29. Mai 1837 aus Brüssel, an den Herzog, der gerade in Bonn eingetroffen ist. Im Spiel geht es darum, die „Natur des Ereignisses, das man erwartet“ zu bestimmen. Das erwartete Ereignis tritt in zwei Arten auf: als günstiges oder als ungünstiges.⁴² Der Aufenthaltswechsel von Brüssel nach Bonn ist der rechte Anlass für diese Erörterung: In Brüssel hatte der junge Herzog seine Studien bei Quetelet begonnen; in Bonn setzt er sie fort. Es ist ein Stück aus dem Bildungsroman des zukünftigen Monarchen. Dabei ist das Spiel ein epistemischer Gegenstand, das Mittel der Beherrschung des Ereignisses. Indem man dieses Spiel erlernt, versteht und spielt, richtet man das Dispositiv der Kontingenz- und Zukunftsvergegenwärtigung ein. Kontingente Ereignisse spielen, als solche, in der Zukunft; und sie tun es, gleich von welcher grammatischen Zeitstufe aus man auf ihr Eintreten wartet. Die Zeitbestimmung folgt hier allerdings nicht einer rhetorisch-grammatischen Sicht, wie bei Augustinus, sondern einer logisch-grammatischen.

Seit die antike Philosophie in der Aussage oder dem behauptenden Satz den elementaren Einsatz des Wissens bestimmt hat, gibt es das Problem und die Möglichkeit der Kontingenz. Eintreten oder nicht eintreten kann das singuläre Ereignis nur im propositionalen Inhalt einer behauptenden Aussage, die von einer Gegenwart aus über eine Zukunft gemacht wird. Nur der auf seine Wahrheitsbedingung hin befragte Satz, dass sich beim nächsten Wurf eine Sechs zeigen wird, bringt Kontingenz hervor. Dieses Problem der Logik ebenso wie der prophetischen Rede wandert in den Bereich des Erzählens und der narrativen Figuration der grammatischen Tempora nur unter bestimmten Bedingungen ein. Paradigmatisch wurden diese Bedingungen von Leibniz formuliert. Er zeigte, unter welchen Annahmen die singulären Ereignisse, von denen die Geschichte in ihrer Vergangenheit und ihrem historischen Präsens erzählt, die Struktur von emergierenden kontingenten Ereignissen haben. Das ist dann der Fall, wenn das Eintreffen des Ereignisses in einer (bestimmten) Geschichte mit der Kontingenz verknüpft wird, die am Anfang oder auch am Ende von Geschichte (überhaupt) steht. Im *Discours de métaphysique* erzählt Leibniz den Augenblick, in dem Cäsar den Rubikon überschreitet (die Würfel sind gefallen!) als die Emergenz eines Ereignisses aus einer Anzahl möglicher Fälle.⁴³ Das Eintreten

42 „Quand la nature de l'événement qu'on espère est désignée, il existe deux espèces de chances, le unes favorables et les autres contraires à l'événement espéré.“ Ebd., S. 11.

43 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Discours de métaphysique*, hg. von Henri Lestienne, Paris: J. Vrin 21952.

des Ereignisses setzt dann die Entstehung der Welt – dieser Welt – voraus und gestaltet sie mit. Das heißt auch: das Ereignis wiederholt die Entstehung der Welt, in deren Geschichte es vorkommt. Denn die Welt, in der Cäsar den Rubikon nicht überschritten hätte, wäre eine andere als die wirkliche und geschaffene.

Von dieser Überlegung aus wird deutlich: Im chronikartigen Bericht des Erzählers vom Ereignis, dass Cäsar den Rubikon überschritt, steckt die Zukunft des Ereignisses seines zu hoffenden oder zu fürchtenden Übersetzens über den Rubikon, ein Ereignis das so oder so aus einer Anzahl möglicher Fälle emergieren wird. Setzt man nun an die Stelle des Anfangs der kosmologischen Geschichte – das heißt an die Stelle der Schöpfung – das Ende einer individuellen Geschichte – das heißt die Erzählung zum Tode –, dann ist man der Sache nach bei Benjamins Roman des Mannes, der mit fünfunddreißig Jahren stirbt. Man langt auf diese Weise bei dem Roman an, in dessen Erzählung sich in jedem Augenblick die Kontingenz des Todes seines Protagonisten im Voraus wiederholt. Für die Probabilistik als Wissenschaft stellt sich diese innere Zukünftigkeit der Ereignisse in der Geschichte allerdings erst später und anders heraus. Das geschieht im zweiten Schritt der Laplace-Queteletschen szientifischen Probabilistik, der den ersten Schritt invertiert und subvertiert.

Dieser zweite Schritt folgt in Quetelets *Lettres sur la probabilité* im Brief, der vom 29. Juli 1837 datiert ist. Der Brief kommt aus Ostende, dem bevorzugten Seebad der belgischen Könige im 19. Jahrhundert wie auch einem Lieblingsaufenthalt des Herzogs von Sachsen-Gotha. Quetelet richtet hier – an diesem anderen Ort – seine und seines Adressaten Aufmerksamkeit zuerst auf das Anbränden der Wogen, dann auf den Aufgang der Sonne über dem Meer. Aus den pädagogisch kontrollierten und gehegten Orten einer Theorie des Spiels – erster Schritt – im besagten Brief wird – zweiter Schritt – die Wahrscheinlichkeit der kontingenten Ereignisse in die Ostender Natur versetzt, in die Ferienortnatur der physischen wie auch der sozialen Ereignisse. Die Natur im Seebad ist das Spiel, das man nicht kennt und dessen Regeln man nicht nachlesen kann. Das Ereignis der Probabilistik wird darum aus dem einfachen Dispositiv der statistischen Zukunftsvergegenwärtigung in eines der Wiederholungsbeobachtung umgesetzt.

Dessen Zeitverhältnisse sind um einiges komplexer. Ereignisse im unbekanntem Spiel der Natur gibt es nämlich nur dadurch, dass ihre Erwartung sich auf die Beobachtungsreihen vergangener Ereignisse bezieht. Das ist die Rolle, die Ebbe und Flut und die erwartete Reihe der Sonnenaufgänge in diesem Szenario spielen.⁴⁴ Die Erhabenheit und der Schrecken der steigenden Flut vergehen dabei ebenso wie die Schönheit und das Erlebnis der aufgehenden Sonne. Aus dem einfachen Präsenz der Erwartung beim Spiel wird ein dynamischer Durchgangspunkt zwischen der Vergangenheit der Beobachtungen und der Zukunft des Ereignisses. Je länger die Kette der Beobachtungen in die Vergangenheit reicht, umso breiter ist die Basis der Gegenwart, von der aus ein Ereignis in seiner Emergenz, und das heißt als Ereignis, erwartet werden kann. Umgekehrt gilt, dass die Wahrscheinlichkeit, das Ereignis

⁴⁴ Quetelet: *Lettres* (Anm. 37), S. 16 f.

vorauszusagen mit seiner Entfernung von der Gegenwart der Beobachtung abnimmt. Mit anderen Worten, die Gegenwart oder das Datum, von dem aus das Ereignis der aufgehenden Sonne eines der Kontingenzen ist, ist nun seinerseits ein mathematisches Konstrukt geworden. Es wird aus den Vergangenheiten der Beobachtung und aus der Zukunft der Erwartung erstellt. Dies ist der Aussichtspunkt am Meeresufer, an den Quetelet den Herzog von Sachsen-Gotha und sich selbst in seinem Brief aus Ostende zu versetzen sucht. Es ist der Punkt einer virtuellen Zukunftsgegenwärtigkeit, der seinerseits aus den Erstreckungen von Vergangenheit und Zukunft heraus berechnet ist.

Der zweite Schritt kehrt den ersten um. Die Beobachtungsposition und ihr Präsenz werden um ihrer Fixierung an diesem Ort und zu dieser Zeit willen abhängig von den Zeiten, die die Beobachtung erschließen soll und auf die sie zurückgeht. Sie bestimmen sich von der Zukunft her und aus der Vergangenheit heraus. Damit wird die Inversion der Möglichkeit nach auch zur Subversion. Aus der realen Konstruktion einer beobachtbaren Welt – dem Spiel – wird die Konstruktion der Realität einer Beobachtung aus der Geschichte ihrer eigenen Vorgehensweise. So entsteht die Welt-Geschichte der Laplace-Quetelet'schen Hypothese oder, mit Benjamin argumentiert, der Roman, der sich aus der Erzählung heraus in dem immer gegenwärtigen Vorausblick auf die Kontingenzen des Endes selbst konstruiert.

Nach dem Ostender Brief und dem dramatischen Höhepunkt vom Sonnenaufgang, dessen Wiedereintreten sich jetzt und an jedem Punkt erzählbarer Zeit erwarten lässt, kehrt Quetelet für einen letzten datierten Brief nach Brüssel zurück. Als letztes Kapitel im Roman des zukünftigen Ereignisses folgt das probabilistische Theorem von Thomas Bayes.⁴⁵ Es rekonstruiert aus den Erwartbarkeiten des Eintretens eines Ereignisses, genauer gesagt: aus der Beobachtungswirklichkeit von Ereigniserwartungen, rückwirkend den eigentlich fallengelassenen Begriff der Kausalität.⁴⁶ Die rückwärts gewandte Kausalität der Geschichte, die Logik des Erzählens von einzelnen Geschehnissen, wird nachgerechnet in einer Welt, deren Gegenwart die einer Erwartung von wahrscheinlichen Zukünften ist. Damit ist die Probabilisierung des Erzählens und das heißt: die Grundlegung des Romans abgeschlossen. Wenn die Geschichte und ihre Erzählung eine rückwärts gewandte Prophetie heißen kann, dann ist das probabilistische Futur im Roman das unverwandte in die Zukunft gerichtete Erzählen der Geschichte.

4. Der Roman und die Zukünftigkeit der Kontingenzen

„Geschichten“, heißt es im *Vorsatz* zu Thomas Manns *Zauberberg*, „müssen vergangen sein, und je vergangener, könnte man sagen, desto besser für sie in ihrer Eigenschaft als Geschichten und für den Erzähler, den raunenden Beschwörer des

⁴⁵ Vgl. Daston: *Classical probability* (Anm. 36), S. 253–267.

⁴⁶ Quetelet: *Lettres* (Anm. 37), S. 24 f.

Imperfekts.⁴⁷ Die Wendung aus dem Eingang zum *Zauberberg* ist oft angeführt worden – vielleicht sogar zu oft, als dass nicht untergegangen wäre, dass es bei ihr nicht bleibt. Thomas Mann bedenkt den Erzähler im Vorwort zu seinem Roman mit nicht geringerer Zuneigung, als es Benjamin später im Leskow-Essay tun wird. Aber er sagt auch, ebenfalls wie Benjamin und mit einem ähnlichen Verweis auf den Ersten Weltkrieg, dass das Erzählen nur deshalb so tief in die Vergangenheit reicht, weil es selbst, als Erzählen, im Roman vergangen ist. Das ‚Es war einmal‘ des Märchens war im Roman einmal. Was im *Zauberberg* aus dem Erzählen heraustritt und dabei seine Stelle einnimmt, ist, wie es Thomas Mann am Ende des *Vorsatzes* nennt, die eigentümliche Ausführlichkeit des Erzählens. In der Ausführlichkeit, die sich im Erzählen und aus ihm heraus entwickelt, wird bekanntlich die erzählte Zeit zur Erzähl- und Lesezeit. Je ausführlicher erzählt wird, umso mehr nähert sich die Zeit, von der erzählt wird, der an, in der erzählt wird. „Die sieben Tage einer Woche werden dazu nicht reichen und auch sieben Monate nicht.“⁴⁸ Die erzähltheoretische Pointe bezeichnet mit, was aus der ursprünglichen Erzählung der Davos-Novelle heraus proliferiert und zum ersten Teil des Romans vom *Zauberberg* wird. Der Roman der Ausführlichkeit spült die novellistische Erzählung, die er einmal gewesen ist, mit sich fort.

Es ist der sogenannte ‚Normaltag‘ im *Zauberberg* – es folgen ohne eigene Bezeichnung noch Normalwoche und Normaljahr –, dem der Roman mit seiner Ausführlichkeit im Erzählen den Protagonisten Hans Castorp so eingliedert, wie die anderen Figuren schon in seine Population eingegangen sind.⁴⁹ Die Probabilisierung des Romanerzählens, die nach Benjamin in der ständigen Vergegenwärtigung des kontingenten Todesmoments einer Figur liegt, ist in dieser gleichsam statistisch detaillierten Darstellung des Normaltages noch einmal verstärkt und zum eigenen Erzählmodus verdichtet. Der Normaltag im Sanatorium macht aus den Insassen Figuren, die in jedem Augenblick dazu bestimmt werden, so oder so, dann und dann zu sterben. Zugleich ist der Sanatoriumstag selbst schon dieser zukünftige Tod, der den Patientenkörpern antrainiert und ihnen eingepflanzt wird. Joachim Ziemßen könnte besonders einleuchtend eine solche Benjamin'sche Romanfigur genannt werden, die in jedem Augenblick derjenige ist, der stirbt, bevor er dem *Zauberberg* entkommen könnte. Im Mittelpunkt steht aber der hinzukommende Hans Castorp. Er wird erst noch einer von denen, die dem Normalismus des *Zauberbergs* mit seinen Essens-, Liegens-, Gesprächs- und Unterhaltungsprotokollen unterliegen.⁵⁰ Bei ihm geschieht das mit der Besonderheit, dass Hans Castorp seine Unterwerfung sich in einer ästhetischen Übung anverwandelt. Der virtuelle Punkt, an dem die Erzählzeit mit der erzählten Zeit zusammenfiele, wäre in seinem Fall darum

47 Thomas Mann: *Der Zauberberg*, Frankfurt a. M.: Fischer 172004, Vorsatz, S. 9.

48 Ebd., S. 10.

49 Der ‚Normaltag‘ (4. Kap., *Er versucht sich in französischer Konversation*, S. 148) wird im dritten Kapitel des Romans behandelt, die ‚Normalwoche‘ im vierten.

50 Vgl. zum Begriff des Normalismus Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus – wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997.

auch einer, an dem das historische mit dem prognostischen und in diesem Roman auch dem normalisierenden Präsens zusammenfielen.

Die These, die die Beobachtungen zum prognostischen Präsens und zur Zeitform der Probabilistik am Ende noch einmal an die Theorie des Romans zurück bindet, hat also zwei zusammen gehörende Teile: Erstens rückt mit dem probabilistischen Denken die von ihrer Herkunft her logische Beziehung auf Zukunft, die in jedem Präsens eines Aussagens über Kontingenz liegt, in die gleichsam leer gelassene Stelle eines Präsens für Futur, so wie Quintilian es dem historischen Präsens entsprechend angeführt hatte. Und zweitens gibt dieses epistemische Ereignis einen generellen Aufschluss für die Beschreibung möglicher Bauformen des Erzählens im Roman. Das gilt jedenfalls dann, wenn man unter ‚Roman‘ in der Tradition der romantischen Kritik eine das traditionale Erzählen normalisierende, aber aus dem Erzählen herstammende und es supplementierende Form versteht. Die These ist in diesem Zusammenhang nicht zu entfalten. Sie muss aber immerhin genannt werden, um den Bogen des Arguments deutlich zu machen. Zu diesem Zweck soll am Ende ein Beispiel stehen, das gar keinem Roman entstammt, aber als Überlegung zum Erzählen in der beginnenden Epoche des Romans gelten kann. Wie es Thomas Mann und Walter Benjamin später tun werden, geschieht das in diesem sehr viel früheren Beispiel auch mit der Absicht auf Rettung des Erzählers. Man muss die defensive Position in keinem der Fälle teilen. Sie hat aber den Vorteil, den Roman des prognostischen Präsens als supplementären Effekt klar ins Licht zu setzen.

In Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* gibt es Auffälligkeiten beim Aufhören bzw. Anfangen der erzählten Geschichten. Die erste Novelle – über die Sängerin Antonelli und die Geräusche und Stimmen, die sie nach dem Tod eines unglücklichen Liebhabers verfolgen – ist ohne den Versuch einer Erklärung bis zum Ende der Geschehnisse erzählt. Die Zuhörer versuchen Erklärungen. Darauf ‚versetzt‘ der Erzähler, der ‚innegehalten hatte‘, dass es in der erzählbaren Vergangenheit bereits einen Aufklärungsversuch gegeben habe.⁵¹ Als neues Ende der Geschichte nachgetragen wird der Fluch des sterbenden Liebhabers. Dieses verschleppte, aber erst überhaupt wirksame Ende macht die Erzählung zu einem kleinen Roman der poetischen Gerechtigkeit. Ähnliches geschieht in der vierten und letzten, der Ferdinand-Novelle. Hier schließt die Geschichte einer bürgerlichen Verfehlung und Entschuldung zunächst, nachdem der junge Ferdinand seinen Diebstahl aus der väterlichen Kasse gebüßt und den Schaden ersetzt hat. Der Erzähler beharrt, die Geschichte sei damit „wirklich schon aus“; und auch nachdem man ihn drängt weiter zu erzählen, bleibt er bei der Weigerung, einen ausstehenden Rest in Betracht zu ziehen. Er lässt sich aber von der feineren Unterscheidung umstimmen, wonach man „die Entwicklung [...] freilich gehört“ habe, aber nun „auch gerne das Ende vernehmen“ möchte.⁵² Das Ende weitet die Erzählung zum

51 Johann Wolfgang Goethe: *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*, in: ders.: *Werke*, Bd. 6, hg. von Erich Trunz, München: Beck 1977, S. 125–209, hier S. 156.

52 Ebd., S. 204.

Prototyp des Bildungsromans: Ferdinand gründet eine Familie und entwirft ein Erziehungsprogramm.

Die beiden mittleren Novellen der *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* haben auf den ersten Blick keine äußerlich sichtbaren Besonderheiten. Aber das hängt mit ihrer inneren Verfasstheit zusammen. Die Bassompierre-Novelle, nach den Memoiren des französischen Marschalls in der ersten Person vorgetragen, endet durchaus auch mit einer offenen Frage, deren Ungelöstheit den Erzähler jedoch nicht bewegt: Bassompierre, der einer zweiten Liebesnacht mit der schönen Krämerin vom Pont Neuf entgegenseht, findet zwei tote Körper vor, die offenbar der Pest anheimgefallen sind. Er flieht, um sich zu schützen. Spätere Nachforschungen sind ohne Ergebnis. „Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person vom geringen Stande, aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können.“⁵³ Eine randlose Erzählung ist es, weil sie die Frage des Romans, die Frage nach der Beziehung von Sinn und Leben, wie ausdrücklich liegen lässt. Die Diskrepanz von Leben und Sinn berührt den Herrn von Bassompierre nicht. Dagegen lässt die Prokurator-Novelle, der Typus der Goethe'schen Entsagungsgeschichte, kein Romanende über ihre Erzählung hinaus stehen, weil sie bereits als Erzählung der ganze Roman ist. „Wenn diese Geschichte Ihren Beifall hat“, sagt der Erzähler, „so ist es mir zwar sehr angenehm, doch tut mir's leid, wenn Sie noch mehr moralische Erzählungen wünschen; denn es ist die erste und letzte.“⁵⁴ Es kann hier nur kurz erwähnt werden, dass das *Märchen*, das den Erzählzyklus schließt, den Rahmen dieser ganzen Rahmenprobleme sprengt, denn Goethe fügt es am Ende an, ohne es noch aus der Rahmengeschichte des Zyklus heraus- oder wieder in ihn zurückzuführen.

Worum es im vorliegenden Zusammenhang aber geht, ist gerade eine Verklammerung mit dem Rahmen. Sie hängt mit der Bewegung der supplementären Romanenden der Erzählungen zusammen. Nachdem die erste, die Antonelli-Novelle mit ihrem zweiten Ende versehen ist, das sie zum Schicksalsroman macht, hören die Fragen und Erörterung nicht auf. „Die Gesellschaft fing aufs neue an, über die Geschichte zu meinen und zu urteilen.“⁵⁵ Einer der Anwesenden, Fritz, behauptet, einen „Verdacht“ zu haben, was es mit den akustischen Verfolgungen der Antonelli auf sich habe. Aber anstatt ihn zu äußern, erzählt er auf Nachfragen der andern wieder eine Geschichte: die anekdotenhaft kurze Geschichte vom Mädchen, das von einem Klopfen unter den Dielenbrettern verfolgt wird. Der Versuch, die Novelle zu enden, erzeugt eine weitere Erzählung. Wie nicht anders zu erwarten, setzt sich die Debatte über diese zweite Erzählung, die das Beenden der ersten kommentiert, in einer Erörterung von deren Ende fort. Dann wechseln das Tempus und die Logik der Debatten über das Beenden: Es setzt eine Erörterung der Logik solcher Ereignisse ein, die experimentell erzeugt und dem Kalkül der Wahrscheinlichkeit

53 Ebd., S. 164.

54 Ebd., S. 185.

55 Ebd., S. 157.

ausgesetzt sind: „Schade“ sei es, sagt Karl, der Revolutionsfreund, „daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht und daß man bei Beurteilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessieren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind.“ Sogar der Erzähler, der ‚Alte‘, stimmt zu. Er verschärft noch Goethes Kritik des Experiments und des damit verknüpften probabilistischen Denkens: „Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre zu untersuchen“, sagte der Alte, „und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt [...]“.⁵⁶

Der Diskurs über die Ereignisse ist nichts anderes als die Fortsetzung des Versuchs, ein Ende der ersten Novelle zu erzählen. Umso wichtiger ist es, dass Goethe das Präsens der Erörterung der Erzählung in die nun wieder erzählte Gegenwart der Rahmengeschichte überspringen lässt. Denn nun ertönt im Rücken von Erzähler und Zuhörer ein Knall, den man bald darauf zurückführen kann, dass der Deckel eines in der Zimmerecke stehenden Schreibtischs gesprungen ist. Die Frage – die Frage des *Romans* – ist freilich, wie dieses Ereignis aus seinen Umständen und möglichen Fällen emergieren konnte. Die Untersuchung der wahrscheinlichen Ursachen hat ihren Platz im Rahmen der Geschichten, und zugleich ist sie deren Rahmen. Man forscht nach, befragt das Barometer über den Luftdruck, das Thermometer über die Temperatur, das Hygrometer über die Luftfeuchtigkeit. Schließlich gibt man die Untersuchung auf; und die Novelle vom Marschall Bassompierre, die reine Erzählung – ohne Frage nach dem Ende und dem Sinn des Ereignisses – beginnt. Die Frage nach dem Ende und dem Sinn des Ereignisses bleibt für die Dauer des Novellenzyklus wie aufgeschoben in die Gegenwart der ansonsten weitgehend unsichtbaren Rahmenhandlung. Denn offenbar wird während der gesamten Erstreckung aller einzelnen Erzählungen diese Untersuchung – und damit die Untersuchung der Theorie des Romans – fortgesetzt. Nach der letzten Novelle kommt Bruder Friedrich wie der Bote einer lang erwarteten Nachricht: Zur selben Zeit, als der Schreibtisch im Rücken von Erzähler und Hörer sprang, so hat er inzwischen herausgefunden, verbrannte das Zwillingstück im entfernten Haus der Tante.

Man kann das Arrangement der *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* mit der Annahme kommentieren, dass das Erzählen vor dem prognostischen Präsens des Romans in Schutz genommen ist, weil und solange das Ereignis im Rücken des Erzählers und seiner Zuhörer stattfindet und gewissermaßen auch nur in ihrem Rücken, in der Gegenwart des Rahmens, untersucht wird. Eine solche Annahme heißt dann aber auch, dass mit der gespensterhaften Lösung von Friedrichs Erklärung wieder alles von vorne beginnt. Auch der Roman vom Sinn des Ereignisses war nur eine weitere Erzählung, die auf das prognostische Futur eines weiteren Romans wartet, der wieder ihren Rahmen und ihr Ende bilden wird.

⁵⁶ Ebd., S. 159.